

Wie die Farben des Regenbogens. : Grosse christliche Traditionen. 1, Das Licht bricht sich. Der eine Christus und die vielen Kinder

Autor(en): **Karrer, Kilian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **77 (2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie die Farben des Regenbogens. Grosse christliche Traditionen

1. Das Licht bricht sich. Der eine Christus und die vielen Kirchen

P. Kilian Karrer

Das Jubeljahr 2000

Das Jahr 2000 nach Christi Geburt besitzt eine besondere symbolische Bedeutung für uns Christen, auch wenn die Berechnung des Geburtsjahres Christi, wie wir heute wissen, nicht ganz stimmt. Rund zwei Jahrtausende alt ist die christliche Botschaft von der Menschwerdung Gottes, also vom Beginn der Erlösung der Menschen. Da drängt sich eine Bilanz, ein die Veränderungen und Ereignisse würdigender Rückblick geradezu auf. Dass dies nicht einfach zu einer geschichtlichen und oberflächlich an den Formen und Gestalten der Kirche in dieser Zeitspanne haftenden Aufzählung verkommen darf, zeigt der Begriff des «Jubeljahres» für die Zeit von Weihnachten 1999 bis Epiphanie 2001.

Papst Johannes Paul II. geht in seinem Apostolischen Schreiben «Tertio Millenio Adveniente» vom 10. November 1994 ausführlich auf den biblischen Brauch und die mit Christus gegebene Erfüllung der gesamten Tradition der Jubeljahre des Alten Testaments ein. Für ihn ist das Jubeljahr 2000 ein Gnadenjahr: ein Jahr des Sündenerlasses, ein Jahr der Veröhnung und der vielfältigen Bekehrungen, ein Jahr der Freude, die sich auch jubelnd nach aussen kundtut. Gerade das stärkere Bewusstsein und Eingeständnis des Versagens der Kirche und ihrer Schuld während der vergangenen 2000 Jahre ist ihm ein besonderes Anliegen. Die Kirche wird, obwohl sie durch ihr Einverleibtsein in Christus heilig ist, nicht müde, Busse zu tun, schreibt der Papst programmatisch.

Die Einheit als persönliche Herausforderung

Einen besonderen Einsatz an Busse und Umkehr verlangt sicher jenes Versagen, das die von Gott gewollte Einheit seiner Jünger beeinträchtigt hat. Gerade im zu Ende gehenden Jahrtausend hat die eine Kirche durch menschliche Schuld auf allen Seiten schmerzliche Trennungen erlebt, deren Last immer noch spürbar ist. So ist es in diesem aussergewöhnlichen Augenblick des Jahrtausendwechsels sicher eine der dringendsten Bitten an den Herrn über Zeit und Ewigkeit, dass die Einheit zwischen allen Christen der verschiedenen Konfessionen bis hin zur Erlangung der vollen Gemeinschaft wachsen möge.

Dieses Wachsen in der Einheit setzt ein gegenseitiges Kennenlernen und Verstehen unter den verschiedenen Konfessionen voraus, sowie die Bereitschaft, die Entwicklungen und Entscheidungen, die zu den Spaltungen geführt haben, ehrlich und selbstkritisch zu überdenken. Dazu soll die hier begonnene Artikelserie anregen. Während des Jahres 2000 soll in jeder der zehn Nummern unserer Zeitschrift eine der grossen oder altehrwürdigen christlichen Traditionen neben der römisch-katholischen Kirche dargestellt werden, und damit ein Überblick und ein erstes Kennenlernen und Verstehen der grossen christlichen Traditionen ermöglicht werden.

Vielfalt: Ärgernis oder Bereicherung?

Wer schon einmal in Jerusalem war, hat sicher einiges mitbekommen von der Vielfalt der verschiedenen christlichen Traditionen. Denn Je-

Jerusalem ist das gemeinsame Zentrum aller christlichen Konfessionen und Gruppierungen. Für viele Pilger ist diese Vielfalt ein Ärgernis. Denn die unterschiedlichen christlichen Konfessionen und Gruppierungen vertragen sich nicht immer miteinander. Es bestehen zwar Kontakte und es werden einander an bestimmten Festen oder Gelegenheiten Besuche abgestattet. Aber wenn es zum Beispiel um die Grabeskirche geht, schauen alle zuerst auf ihren eigenen Besitzstand und versuchen, sich während der Gottesdienste auch schon mal gegenseitig zu übertönen. Da wird die Vielfalt der christlichen Traditionen zur Konkurrenz und zum boshaften Gegeneinander.

Abt Benedikt Lindemann von der Dormitio, jetzt Hagia Maria Sion, der deutschen Benediktinerabtei auf dem Berg Zion in Jerusalem, betont aber, dass dieses Neben- und Miteinander der verschiedenen christlichen Traditionen sehr bereichernd sein kann. Gerade für

uns Katholiken ist es wichtig, zu erfahren, dass nicht alle Christen so denken und fühlen, wie wir. Es tut uns gut, andere, ebenso alte oder noch ältere christliche Traditionen und deren Spiritualität kennenzulernen und uns durch diese Begegnung inspirieren und bereichern zu lassen.

Solche Traditionen gab und gibt es auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche. In der Diözese Mailand und in Gebieten der Südschweiz lebt zum Beispiel der ambrosianische Ritus ununterbrochen bis heute weiter, und der byzantinische Ritus in Süditalien. Daneben gab es im Mittelalter in Westeuropa auch eine eigene gallische, mozarabische (spanische) und keltische Kirche, sowie verschiedene diözesane und ordenseigene Überlieferungen, die ganz unterschiedlich den Glauben lebten und Gottesdienst feierten. Erst mit dem Tridentinischen Konzil und der anschließend von Rom geleiteten Reform und



Gemeinsames Zentrum aller Christen: die Grabeskirche in Jerusalem (sichtbar sind zwei Kuppeln und der Turm).

Vereinheitlichung der liturgischen Bücher und religiösen Formen bekam die römisch-katholische Kirche jene Uniformität, die die Gemeinden in Amerika, Afrika, Asien und Europa zum Verwecheln ähnlich machte. Diese Uniformität wurde erst durch das Zweite Vatikanische Konzil etwas durchbrochen, indem die Bedeutung der Ortskirchen und ihre Verwurzelung in der einheimischen Kultur und deren positiven Werten wieder neu betont wurden.

Unterschiedliche Traditionen von Anfang an

Diese Verwurzelung in der einheimischen Kultur ist der eigentliche Grund für die zum Teil recht grossen Unterschiede zwischen den Kirchen. Bereits in der Apostelgeschichte wird innerhalb der Urgemeinde von kulturbedingten Gegensätzen zwischen den aus dem griechisch geprägten Judentum und den aus dem gesetzestreuen Judentum stammenden Jünger Christi berichtet. Und je weiter die Christen ihren Glauben trugen, desto mehr mussten sie sich in fremden Kulturgebieten und deren Ideen und Vorstellungen zurechtfinden. Neben diesen kulturbedingten unterschiedlichen Verwurzelungen der christlichen Botschaft haben immer auch politische Faktoren und geschichtliche Entwicklungen das Entstehen unterschiedlicher Kirchen bestimmt. Trotz aller Unterschiede herrschte aber in der frühchristlichen Welt das Bewusstsein, zusammenzugehören und die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche zu sein, Glieder an dem einen Leib Christi.

Bis ins frühe dritte Jahrhundert waren die einzelnen Ortskirchen sehr eigenständig, hielten sich aber bewusst an regionale, zum Teil apostolische Überlieferungen und pflegten Kommunikation und Gemeinschaft mit den Nachbarkirchen. Aus diesen kirchlichen Zentren ragten schon seit frühester Zeit Jerusalem und die beiden grossen griechisch geprägten Kulturzentren Antiochien und Alexandrien, sowie die Kirche der Reichshauptstadt Rom heraus. Mit der staatlichen Anerkennung des Christentums und dem starken zahlenmässigen An-

wachsen des christlichen Bevölkerungsanteils im römischen Reich zu Beginn des vierten Jahrhunderts ging eine straffere Organisation der Kirche und die Übernahme der politischen Provinzeinteilung (Diözesen) einher, wobei dem Bischof der jeweiligen Provinzhauptstadt besondere Funktionen und Privilegien zukamen. Die Bischöfe von Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Rom wurden im Zuge dieser Entwicklung zu Hauptbischöfen (Patriarchen). Mit der Verlegung der Reichshauptstadt nach Byzantium, das zu Konstantinopel wurde und als Stadt des Kaisers «natürlich» einen eigenen Patriarchen haben musste, entstand die sogenannte «Pentarchie», die «Herrschaft» der fünf Patriarchate, die immer mehr Ansehen und Autorität in der ganzen Kirche gewannen, bis hin zur Übernahme der obersten Leitungsfunktion in der ganzen Reichskirche. Man darf die damalige christliche Welt aber nicht auf diese fünf obersten Bischöfe reduzieren. Auch in Nordafrika, Südfrankreich, Norditalien, Griechenland und in Kleinasien (in der heutigen Türkei) gab es alte und wichtige Gemeinden, die immer wieder von herausragenden Persönlichkeiten geleitet wurden. Bedeutende christliche Kirchen entstanden schon früh auch ausserhalb der Grenzen des römischen Kaiserreichs im damaligen Perserreich, in Armenien, Georgien und in Indien, wo sie sich unabhängig und zum Teil isoliert von der Reichskirche entwickelten.

Die Einheit zerbricht

Diese trotz der grossen Vielfalt untereinander in Gemeinschaft stehenden christlichen Kirchen waren schon früh theologisch-dogmatischen und sittlichen Problemen und Spannungen ausgesetzt. Es gab immer wieder grössere und kleinere Bewegungen oder Gruppen mit ihren Predigern, die mit der Lehre und Praxis der offiziellen Kirche nicht einverstanden oder zufrieden waren. Sie sind aber mit der Zeit meistens von selbst wieder verschwunden. Anders verhält es sich mit den folgenden grossen Trennungen, wo sich ganze Kirchen mit ihren Bischöfen gegenseitig die Gemeinschaft aufkündigten:

Die «nestorianische» Tradition (Ostsyrer, Syro-Malabaren)

Die erste grosse und dauerhafte Kirchentrennung ist mit dem Namen des Nestorius, Bischof von Konstantinopel von 428 bis 431, verbunden. In der Frage nach der göttlichen und menschlichen Natur Christi soll er vertreten haben, dass Gottheit und Menschheit in Jesus getrennt voneinander bestanden, nur durch das Band der Liebe miteinander verbunden. Konsequenterweise sei Maria die Mutter nur des Menschen Jesus, dürfe also auch nicht Gottes- sondern nur Christusgebä- rerin genannt werden. Das Konzil von Ephesus hat diese Auffassung im Jahr 431 verurteilt. Zugleich wurde auch Nestorius verurteilt, sowie die alte theologische Tradition Antiochias diskriminiert und deren grosse Anhängerschaft verprellt. Das begünstigte die durch den tiefen Gegensatz zwischen dem Rö-



*Christus als Weltenherrscher (Pantokrator)
thront auf dem Regenbogen.*

mer- und dem Perserreich bedingte Isolierung der von dieser antiochenischen Tradition geprägten persischen Kirche und deren Tochterkirchen. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts distanzierte sich diese Kirche durch die Annahme nestorianisch klingender Formeln noch einmal deutlich sowohl vom Römerreich als auch von theologisch bedenklichen Formeln bezüglich der beiden Naturen in Christus.

Die «monophysitische» Tradition (Kopten, Westsyrer, Armenier)

In der alexandrinischen Theologie wurde in Fortführung der eigenen Tradition die menschliche Natur Christi so innig mit seiner göttlichen Natur vermischt, dass sie faktisch nicht mehr existierte (= Lehre von der einen Natur, Monophysitismus). Zugleich mit der theologischen Richtigstellung dieser falschen Entwicklung wurden aber auf dem Konzil von Chalkedon (451) wieder auch die Theologen und Bischöfe der Gegenseite, das heisst fast das ganze Patriarchat Alexandrien, sowie ein Grossteil des Patriarchats von Antiochien, also eine Mehrheit der Bevölkerung von Ägypten über Syrien bis in den Süden der heutigen Türkei, in die bleibende Isolation vom Rest der Kirche getrieben.

Die «orthodoxe» Tradition

Im Zuge dieser Entwicklung wird der Begriff der «Orthodoxie» (Rechtgläubigkeit) zur Bezeichnung der Kirchen, die mit dem römischen Kaiser verbunden sind und die gemeinsamen ökumenischen Konzilien anerkennen. Diese Gemeinsamkeiten konnten aber nie über die Rivalität zwischen dem Bischof von Rom und dem Bischof von Konstantinopel hinwegtäuschen. Verschiedene Ereignisse wie zum Beispiel der Bilderstreit im Osten, die Errichtung des abendländischen Kaisertums unter Karl dem Grossen, territoriale Ansprüche der Byzantiner und fränkische Ausdehnung in Italien, sowie ändernde Mentalitäten und unterschiedliche kirchliche Bräuche führten zu einer immer grösseren

Entfremdung, die schliesslich zur gegenseitigen Exkommunikation des Patriarchen von Konstantinopel und des päpstlichen Legaten in Konstantinopel im Jahre 1054 führten. Die Folgen dieses Ereignisses sind nie überwunden worden, obwohl man zuerst weiter der Überzeugung war, gemeinsam die eine katholische und orthodoxe Kirche Christi zu sein. Aber im Lauf der folgenden Jahrhunderte wurde mit dem aufkommenden gegenseitigen Ausschliesslichkeitsanspruch und weiteren negativen Ereignissen die Einheit ganz zerbrochen.

Die Kirchen der Reformation

In dem Rom unterstellten Kirchenggebiet kam es seit dem Hochmittelalter immer wieder zu Reformbewegungen. Aber erst mit der Reformation im 16. Jahrhundert entstanden grösse-re von Rom getrennte Kirchenverbände.

Der grosse Reformator war sicher Martin Luther. Als er seine Kritik an der bestehenden Wirklichkeit der Kirche ab 1517 veröffentlichte, war nördlich der Alpen schon überall im Volk und zum Teil auch unter Theologen und Bischöfen der Wunsch nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern laut geworden. Die Vertröstungen und die unangemessene Reaktion der kirchlichen Behörden führten zur eigentlichen religiösen Revolution und Massenbewegung, an deren Ende eine neue, gegen den römischen Katholizismus gerichtete Kirche stand.

Auch Huldreich Zwingli in Zürich und Jean Calvin in Genf vollzogen die Trennung von Rom und die Errichtung einer eigenen, der wahren Kirche. Radikaler als Luther schafften sie alle Äusserlichkeiten ab und waren auf strenge Kirchenzucht bedacht. Calvin strebte in Genf nach der vollkommenen Gottesherrschaft in der Stadt.

Die anglikanische Kirche

Die Kirchenspaltung in England gründete im hemmungslosen Begehren des englischen Königs, Heinrichs VIII., vom Papst die Auflö-

sung seiner Ehe zu erzwingen. Im Hintergrund stand das stark entwickelte Landeskirchentum, das den Bruch mit Rom erleichterte. Am 3. November 1534 ernannte das Parlament in der Suprematsakte den König zum alleinigen irdischen Oberhaupt der englischen Kirche und vollzog damit den Bruch mit der römischen Kirche. Die Protestantisierung Englands begann aber erst unter König Eduard VI. mit dem Allgemeinen Gebetbuch von 1549 und den 42 Glaubensartikeln von 1553.

Die altkatholische Tradition

Die letzte grössere Trennung entstand als Reaktion auf das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma von 1870. Vor allem in Deutschland war eine beachtliche Zahl von katholischen Gläubigen nicht bereit, diese Entscheidung des Ersten Vatikanischen Konzils zu akzeptieren. Nach zum Teil schweren inneren, seelischen Kämpfen entschieden sie sich zur Opposition. Prominentester Wortführer war Ignaz Döllinger, ein Kirchenhistoriker von internationalem Ruf. Er sprach von der «alten katholischen Kirche», die durch das Konzil in ihrem Wesen verändert worden sei, warnte aber vor einer Kirchenspaltung. Trotzdem kam es zur Gründung der «Altkatholischen Kirche» und damit zur Trennung von der römischen Kirche.

Alle diese Trennungen hatten durch die Jahrhunderte hindurch Bestand und prägen noch heute das Erscheinungsbild der einen Kirche Jesu Christi. Es ging dabei fast immer um theologische Fragen. Aber unterschiedliche kulturelle und philosophische Voraussetzungen verhinderten ein gegenseitiges Verständnis. Man verstand gar nicht, oder wollte vielleicht auch nicht verstehen, was die anderen wirklich sagten. So scheint es jedenfalls aus heutiger Sicht, wenn, Gott sei Dank, plötzlich innerhalb weniger Jahrzehnte aus einem Gegeneinander ein Miteinander der verschiedenen christlichen Konfessionen geworden ist, und in gemischten Gesprächsrunden alte, als unüberwindbar geltende theologische Differenzen bereinigt werden.